

Der Zauberer (2)

Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann. Band 2: 1905 bis 1918

Bearbeitet von
Peter de Mendelssohn

1. Auflage 2016. Taschenbuch. 954 S. Paperback
ISBN 978 3 596 31206 1
Format (B x L): 12,5 x 19 cm

[Weitere Fachgebiete > Literatur, Sprache > Literaturwissenschaft: Allgemeines > Einzelne Autoren: Monographien & Biographien](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beack-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Peter de Mendelssohn

Der Zauberer Band 2

Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags
urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere
für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung
in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

VI. Strenges Glück	1053
Franz-Joseph-Straße zwei	1054
»Schwere Stunde«	1059
Werkbericht: »Fiorenza«	1066
»Anti-Heinrich«	1077
»Tiergarten-Novelle«	1084
Bilse oder Kunst und Wirklichkeit	1109
»Mache«	1129
Das »Friedrich«-Notizbuch	1136
Eisenbahnunglück	1147
Die Fragmente der »Fürsten-Novelle«	1155
In Oberammergau	1161
Die Notizbücher 8 und 9	1166
Das »K. H.«-Konvolut	1182
Hutzelbein und Sammet	1190
Die Davis-Zettel	1196
Klaus Heinrich und Imma	1199
Theater	1205
Mißverständnis	1213
Geduld und Starrsinn	1216
Nochmals: Theater	1222
»Stolze Bedingungen«	1227
Tölz	1237
Schnitzler und Hofmannsthal	1242
Heinrich in Schwierigkeiten	1246
Glückliches Ende einer schwierigen Sache	1250
VII. Leier und Bogen	1255
Verschwundene Reise	1256
»Gutmütiges Geschwätz«	1264
Im »hygienischen Zuchthause«	1268

Reinhardt und Wagner	1273
Das ›Töhlhaus‹	1280
»Häklich und verschränkt«	1288
Werkbericht: ›Königliche Hoheit‹	1304
»Hohes Lied der Demokratie«	1327
Der Doktor Lessing	1344
Ernst Bertram	1365
Abschied von Carla	1377
Im Fontane-Spiegel	1391
Gustav Mahler	1397
Bruno Frank	1399
Mauerkircherstraße dreizehn	1405
 VIII. Landschaft mit Kindern	 1417
Entwürdigung	1418
Wladyslaw Moes	1421
Wagner und Chamisso	1427
Aschenbach-Zettel	1431
»Eine ganz unmögliche Conception«	1443
Der verzauberte Berg	1455
Kinder-Geschichten	1462
Werkbericht: ›Der Tod in Venedig‹	1478
»Der Elende«	1496
Hans Reisiger	1510
Am Isarstrand	1515
Frühvollendete	1521
Unterwegs zum ›Zauberberg‹	1527
Onkel Friedels Ausschreitung	1534
Die »Misere der Zeit«	1542
Poschingerstraße eins	1549
Bruno Walter	1554
Ohne Katia	1558
Der Mann von vierzig Jahren	1570

IX. »Gedanken im Kriege«:

Ein Bruderzwist in Deutschland	1585
Das feurige Schwert	1587
»Ungeheure Zeiten«	1603
»Gedanken im Kriege«	1612
Im Dienst der deutschen Sache	1621
Der Schwedenbrief	1625
Rolland und die Dreiundneunzig	1627
Werkbericht: »Friedrich und die große Koalition«	1634
Allerlei Allotria	1641
Paul Amann	1653
Pädagogisches	1658
Mißlicher Sommer	1668
Neuerliche Unterbrechung	1677
»General Dr. von Staat«	1687
Im Dickicht der Begriffe	1697
»Zola«	1706
Entfernungen	1724

X. »Betrachtungen eines Unpolitischen«:

Des Bruderzwists anderer Teil	1733
Anstreichungen	1734
Gedankenbeichte	1738
Die Notizbücher 11 und 12	1744
Ein schlechter Arbeitssommer	1747
Umdüstert, hager, bärtig	1756
»Orphische Verlautbarungen«	1764
»Madame Legros«	1781
Die russischen Dinge	1789
Pfitzner	1796
Abschied von Tölz	1804
Weltfrieden und Bruderfrieden	1813
»Ein Ragout sondergleichen«	1830
Bauschan mitsamt Taufpaten	1841
In Abwinkl	1849
»Solange der Kaiser noch da ist«	1862
Werkbericht: »Betrachtungen eines Unpolitischen«	1869

STRENGES GLÜCK

Vorausblickend auf sein künftiges Leben, hatte er schon während der Verlobungszeit den Gedanken notiert, einmal in aller Ehrlichkeit das tägliche Leben eines Dichters seiner Art zu schildern, wie er es bis zu seiner Verheiratung geführt hatte – »die Faulenzerei, die Langeweile, eine Postkarte verfassen, ist oft die Leistung des Tages, Klavier- u. Violinspiel. Schlaf. Dumpfer Kopf. Bei der Lektüre eigentlich unfähig, sondern sich nur vom Rhythmus der Prosa tragen lassend.« Wenig später im selben Notizbuch 7: »Es giebt ein oberflächliches Alleinsein wie es einen oberflächlichen Schlaf giebt.« Und unter dem Stichwort »*Tragik* Jemand, der dem Lebensglück entsagt, um Kunst daraus zu machen und dann doch nichts fertig bringt. Furchtbare Verzweiflung.«

Das sollte nun ein Ende haben. Er argwöhnte, der Bruder könne mit Geringschätzung auf sein »neues Sein und Wesen« blicken. Das, schrieb er ihm kurz vor der Hochzeit, solle Heinrich nicht tun, und auch Neid, den er freilich nicht bei ihm voraussetze, sei gar nicht am Platz. Er habe es sich mit seinem Schritt nicht leichter gemacht, als es vorher gewesen sei. Wie verhielt es sich denn mit des Dichters Lebensglück? Er hatte darüber oft, lange und genau nachgedacht; wir haben es im vorangegangenen miterlebt. Heinrich dürfe nicht glauben, er lebe nun nur noch skrupellos seinem »Glücke«; das sei Unsinn. Das »Glück« müßte etwas minder Problematisches sein, damit es sich so verhalten könne – und sein eigenes Mißtrauen dagegen geringer. Vielmehr sei das Glück ganz und gar etwas anderes, als diejenigen, die es nicht kennen, sich darunter vorstellten:

»Es ist schlechterdings nicht geeignet, Ruhe und Behagen und Skrupellosigkeit ins Leben zu bringen, und ich bestreite ausdrücklich, daß es zur Erleichterung und Erheiterung beizutragen vermag. Ich habe das gewußt. Nie habe ich das Glück für etwas Leichtes und Heiteres gehalten, sondern stets für etwas so Ernstes, Schweres und Strenges wie das Leben selbst – und vielleicht *meine* ich das Leben selbst. Ich habe es mir nicht ›gewonnen‹, es ist mir nicht ›zugefallen‹, – ich habe mich ihm *unterzogen*: aus einer Art Pflichtgefühl, einer Art von Moral, einem mir eingeborenen Imperativ, den ich, da er ein Zug vom Schreibtische *weg* ist, lange als eine Form von Liederlichkeit fürchtete, den ich aber mit der Zeit doch als etwas Sittliches anzuerkennen gelernt habe. Das ›Glück‹ ist ein Dienst – das Gegentheil davon ist ungleich bequemer . . . Das Glück, *mein* Glück ist in zu hohem Grade Erlebnis, Bewegung, Erkenntnis, Qual, es ist zu wenig dem Frieden und zu nahe dem Leide verwandt, als daß es meinem Künstlerthume dauernd gefährlich werden könnte . . .«

Er hatte sich eine Verfassung gegeben, wie er später sagte. Und er fügte, im Brief an Heinrich, hinzu:

»Das Leben, das Leben! Es bleibt eine Drangsal. Und so wird es mich denn wohl auch mit der Zeit noch zu ein paar guten Büchern veranlassen.«

Franz-Joseph-Straße zwei

Die erste Wohnung der Neuvermählten befand sich im Hause Franz-Joseph-Straße 2, an der Ecke der Leopoldstraße, im dritten Stock. Es führte, wie Frau Katia sich erinnert, eine schlechte Treppe hinauf, die ihr, als sie ihr erstes Kind erwartete, recht beschwerlich wurde, so daß man ihr hinaufhelfen mußte. Dafür hatte man einen schönen Blick über den großen

Garten des Prinz-Leopold-Palais. Auch lag sie ganz nah vom Pringsheimschen Haus in der Arcisstraße, so daß Frau Katia, wie sie es in den ersten Jahren ihrer Ehe tat, ihren Eltern täglich einen kurzen Besuch machen konnte.

Die Wohnung war nicht groß. Nach vorn, mit dem Blick auf den Garten, lagen Thomas Manns Arbeitszimmer, der Salon und das Speisezimmer. Um die Ecke befanden sich ein Badezimmer, Thomas Manns Schlafzimmer, Frau Katias Zimmer, noch ein kleines Zimmer und ein Fremdenzimmer, das später zum Kinderzimmer wurde. Hier wohnte die Familie fast sechs Jahre lang, bis zum Oktober 1910, und hier kamen die ersten vier Kinder zur Welt. Professor Pringsheim hatte die Wohnung mit schönen alten Stücken aus dem berühmten Münchner Antiquitätenhaus Bernheimer eingerichtet. Im Salon stand ein neuer Stutzflügel, an dem Thomas Mann, wie Frau Katia sich erinnert, gern saß und aus Tristan phantasierte. Aus seiner Junggesellenwohnung hatte er außer seinen drei Empire-Fauteuils nichts mitnehmen dürfen; auch sein Arbeitszimmer hatte der Schwiegervater so eingerichtet, wie er es für richtig und passend hielt. Im Notizbuch 7 notierte sich Thomas Mann: »Ich spreche von ›Anordnungen‹, die *mein Schwiegervater* in meinem Zimmer getroffen. Er antwortet: ›Ich bin viel zu zartfühlend, um etc‹. – Wie zartfühlend!« Der ›Novellist‹ hatte, ehe er sich's versah, einen mit goldenem und rosa Samt bezogenen Lehnstuhl erhalten und einen neuen Schreibtisch. Auf Frau Katias Schreibtisch hingegen stand später eine kleine Bronzeplastik eines Rehs, die er ihr zum Geburtstag geschenkt hatte. Sie hatte ihre Bedeutung. Eichendorffs von Schumann vertontes Gedicht *Zwielicht*, das die Mutter ihm einst in der Beckergrube vorgesungen, gehörte zu Thomas Manns innigsten Kindheitserinnerungen; noch im hohen Alter versicherte er, man könne kaum etwas Schöneres hören, und das liebste daran war ihm die Strophe »Hast ein Reh du lieb vor andern,

Laß es nicht alleine grasen«. Frau Katia nannte ihn in ihren jungen Jahren wegen seiner Scheu und Empfindlichkeit »ein rehartiges Gebilde von großer Sänfte«, und er hatte dem Geburtstagsgeschenk ein Kärtchen beigelegt: »Unfähig, eine Überraschung zu ersinnen, bringt das Reh sich selbst zum Opfer dar.« Es gibt einige Postkarten an sie von unterwegs, in denen er sich mit ›Reh‹ oder ›R.‹ unterschrieb.

Im Arbeitszimmer befand sich die Bibliothek. Als Fischer 1903 seine nachmals berühmte Ausgabe der Werke Ibsens herausbrachte, erbat Thomas Mann sie sich von ihm zu verbilligtem Preis – er machte es sich in der Folge überhaupt zur Gewohnheit, wie unter Autoren allgemein üblich, sich teure Werke, die er brauchte, vom Verlag »zum Buchhändlerpreise« besorgen zu lassen – und Fischer schenkte sie ihm zu Weihnachten. Er dankte hochofreut: »Ich habe eine kindische Freude über den Ibsen, besonders da ich gerade anfangte, mir eine etwas solidere Bibliothek zusammenzustellen; bislang war es eigentlich nur Plunder.« Im Notizbuch 7 ist denn auch vermerkt: »Anschaffen: Poe, Tolstoi, Jean Paul.« Wie diese Bibliothek in der Franz-Joseph-Straße aussah, wissen wir ziemlich genau. In dem erhaltenen Zettel-Konvolut der Vorarbeiten zu *Königliche Hoheit* findet sich, wohl zufällig dazwischen geraten, eine von Thomas Manns Hand stammende Skizze für die Anordnung seiner »Bücherwand«, die ziemlich sicher aus dem Jahr 1906 oder 1907 stammt.

Das große Regal, das wohl eine ganze Zimmerwand einnahm, hat vom Fußboden ab sieben lange Fächer und ist rechts und links von einer schmalen, vorspringenden Säule eingefasst, die um ein Fach höher als der Mittelteil und zu oberst von einer geschwungenen Verzierung abgeschlossen ist. Die rechte Säule ist leer und wohl für Zuwachs reserviert. In der linken sind die drei obersten Fächer mit »Russisch« bezeichnet; die drei nächsten enthalten »Maupassant, Deutsche Romane,

Heinrich, Ich« und »Lyrik, Wienerisches«; das unterste ist eine Schublade. Das oberste Fach enthält, von links nach rechts »Deutsch modern, Fontane, Hauptmann«, woraus man ersehen mag, daß Thomas Mann wohl so ziemlich alles von Hauptmann besaß, und welchen Ehrenplatz er ihm unter den modernen Deutschen einräumte. (Allerdings, Hofmannsthals *Ödipus* gefiel ihm besser als Hauptmanns *Pippa*. Es sei beschämend, schrieb er an Fischer, »mit den Witzblättern einer Meinung zu sein, aber ich kann Pippa nicht verstehen. Ich bin entweder zu schlecht oder zu dumm dazu... Ich liebe Hauptmann so sehr, daß es mich aufrichtig grämt, mich diesem Stück nicht nähern zu können. Ich möchte mich herzlich gern belehren lassen und das Werk vielleicht noch lieben lernen.«) Sodann weiter auf dem ersten Bücherfach: »Shakespeare, Dickens, Englisch, Skandinavisch.« Im zweiten Fach stehen, in dieser Reihenfolge vorgemerkt: »Heine Börne Storm etc Skandinavier Ibsen Björnson Hamsun Bang«; auf dem dritten »Grimmelshausen Lessing Goethe Schiller Platen Uhland Eichendorff Kleist Romantiker Hebbel«. Das vierte Fach ist der Bibel und summarisch »Philosophie und Kritik« vorbehalten; dazu zählten vermutlich vor allem seine Nietzsche- und Schopenhauer-Ausgaben und Wagners Schriften. Das fünfte und sechste Fach sind in der Mitte abgeteilt. Im fünften steht links »Französisch«, rechts »Lexikon«, womit wohl ein Konversations-Lexikon gemeint ist. Das sechste und letzte ist in der linken Hälfte mit »Klassisch Italienisch Schund« bezeichnet; die rechte Hälfte ist leer. So hatte er seinen Bücherbestand um sein dreißigstes Jahr zumindest auf der Skizze disponiert, und etwa so wird er ausgesehen haben.

Es begann ein neues Leben. Auf Seite 145 des Notizbuches 7 notierte er, nach der Lektüre von Hebbels Tagebüchern:

...Guter Gott! Wenn ich denke, wie abgestumpft ich bereits gegen den Duft des Weihrauchs bin, wie sich täglich vor mir der Lorbeer häuft, wie ich direkt unheimlich berührt und mit Gewissensgram in Hinsicht auf die Zukunft vor der schamlosen Dienstfertigkeit der Journale, der Zeitschriften, der Theater, vor der verliebten Zudringlichkeit des Publikums zurückweiche, so muß mir die ganze Veränderung klar werden, die seit Hebbels Tagen in Deutschland vor sich gegangen ist.

(Hebbel hatte zur Zeit der *Judith* einige mündliche und schriftliche Lobsprüche geerntet und »ganz selig-ungläubig« notiert: »Die letzten Tage waren ein wahrer Triumphzug für mich.«)

Etwas weiter unten findet sich dies:

Bettelbesuche Versicherungsagenten. Teppichhändler. Enquêtes Damenspenden. Der »Bildhauer« (Cigarrenkisten) Direktor Lautenschläger Redakteure (Zobeltitz) Der photographirende Journalist. Gymnasiasten mit Poesiealbums. Verleger u. Autoren schicken Bücher z. Beurteilen.

Am 14. März 1905 schrieb er an Kurt Martens: »Noch nicht vollständig eingerichtet, haben wir in unserer Wohnung doch schon so viel Behagen, daß ich wieder arbeite: etwas für die Schiller-Nummer des *Simplicissimus*.« Und zwei Monate später, am 14. Mai, in einem Briefchen an Philipp Witkop, der im Begriff war, München zu verlassen, um sich als Dozent für Germanistik in Freiburg zu habilitieren: Er lasse sich jetzt gegen seine »schreckliche Constipation den Bauch elektrisiren und suche so, Stimmung zu gewinnen für eine neue größere Novelle«. Sein »letzter Streich« sei der Schiller-Beitrag gewesen, »den Sie hoffentlich sehr schön finden; denn sonst wären Sie ein Rohling«.

Die *Simplicissimus*-Nummer galt dem hundertsten Todestag Schillers am 9. Mai 1905, und Thomas Mann machte sich, wie man sieht, rechtzeitig, schon Mitte März, an die Arbeit. Er gedachte nicht, sich dem allgemeinen, förmlich rhetorischen Chor anzuschließen, der zu erwarten war, er wollte nicht »reden«, einen kritischen Aufsatz beisteuern, sondern »musizieren«, und schrieb zwar nicht eine Novelle, sondern das, was er eine »Studie« nannte, ein »kleines Stimmungsbild aus des Dichters heroischem Leben«, und nannte es *Schwere Stunde*. Diese Arbeit ist nicht nur sehr schön und wundervoll gelungen, sondern auch voller biographischer Aufschlüsse; es führt ein direkter Weg von ihr zu Thomas Manns allerletzter Arbeit, dem großen *Versuch über Schiller* von 1955, in den der Achtzigjährige manches aus der Studie des Dreißigjährigen übernahm.

Thomas Manns zweite Lebenshälfte steht so nachdrücklich im Zeichen Goethes, daß darüber leicht vergessen wird, welche große und sehr intime Bedeutung Schiller für ihn zeit seines Lebens hatte. Wir wissen, wie stark Schiller schon den Knaben und Schüler in Lübeck fesselte, woran der »alte Schiller-Baetcke« am Katharineum gewiß seinen Anteil hatte; wie sehr seine eigenen ersten Versuche von Schiller beeinflußt waren; und welch großes Erlebnis für ihn *Don Carlos* war, hat er in *Tonio Kröger* geschildert. Es war schon für den Knaben zugleich ein künstlerisches und ein menschliches Erlebnis gewesen, und eben diese zwiefache Erschütterung ist, außerordentlich erhöht, verstärkt und verdichtet, in einem mächtigen Konzentrat in *Schwere Stunde* geschildert. Er selbst bestätigte an seinem Lebensabend: »... ich weiß noch, mit wieviel biographischer Lektüre ich mich auf die Arbeit vorbereitete...« Welcher Art diese Lektüre war, läßt sich ziemlich genau angeben.

Vorerst natürlich das Werk selbst, der *Wallenstein* vor allem und der Aufsatz *Über naive und sentimentalische Dichtung*; sodann ist im Notizbuch 7 auf Seite 143 »Schiller Intimes aus seinem Leben. Von Dr. Ernst Müller. 6 M Verl. von A. Hofmann & Comp. Berlin« vorgemerkt; schließlich Schillers Briefe, hauptsächlich aus den Jahren 1796–1798, also der *Wallenstein*-Zeit, an Goethe, an Körner, an Wilhelm von Humboldt. Diese Briefe hat Thomas Mann sehr genau und mit großer Einfühlungskraft gelesen; er hat viele Stellen aus ihnen, wie ein Forscher unserer Tage, Richard Täufel, aufgezeigt hat, wörtlich übernommen, umgestaltet, umgestellt und auf knappste zu Selbstaussagen verdichtet. Es ist eine »Aneignung«, eine »Anverwandlung« von ganz außerordentlicher künstlerischer Eindringlichkeit, in der, wie Thomas Mann es selbst so oft gefordert hat, »der Stoff gänzlich durch die Form vernichtet« wird. Dies wäre nicht gelungen, wenn in diesem schöpferischen Augenblick nicht eine besondere Affinität bestanden hätte, ein tiefinnerer Gleichklang, eine Entsprechung zu Schillers Schicksalsstunde, die dieses kleine Werk von wenigen Seiten zu einem kaum verhüllten autobiographischen Bekenntnis und geheimen Selbstbildnis macht.

Im Notizbuch 7 sind auf Seite 152 gleichsam leitmotivisch zwei Schiller-Zitate notiert:

Leben athme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

Gemein ist alles, was nicht zu dem *Geiste* spricht und kein
anderes als ein sinnliches Interesse erregt.

Es sind die Wintermonate 1796–97, die Zeit der schwersten Schaffenskrise am *Wallenstein*. Die Studie ist in der dritten Person erzählt, es ist nur von einem »Er« die Rede – der Name kommt nicht vor, das Werk wird nicht genannt –, aber sie ist dessenungeachtet ein innerer Monolog. Der siebenunddrei-

ßigjährige Dichter, krank, von Katarrh und Schnupfen, Krämpfen in Brust und Unterleib, ja ›Konstipation‹ gequält, ringt zu später Nachtstunde in seinem ärmlich-kahlen Arbeitskabinett, während nebenan die junge Gattin ruhig schläft, beim erloschenen Ofen, indes draußen der Wind ums Haus tobt, mit dem gewaltigen Stoff, der sich, wie er in dieser kritischen Stunde zu erkennen glaubt, von der Form nicht ›vernichten‹ lassen will:

Es schleppte sich, es stockte, es stand – schon wieder, schon wieder! Das Wetter war schuld und sein Katarrh und seine Müdigkeit. Oder das Werk? Die Arbeit selbst? Die eine unglückselige und der Verzweiflung geweihte Empfängnis war? . . .

Nein, es mißlang, und alles war vergebens! Die Armee! Die Armee hätte gezeigt werden müssen! Die Armee war die Basis von allem! Da sie nicht vors Auge gebracht werden konnte – war die ungeheure Kunst denkbar, sie der Einbildung aufzuzwingen? Und der Held war kein Held; er war unedel und kalt! Die Anlage war falsch, und die Sprache war falsch, und es war ein trockenes und schwungloses Kolleg in Historie, breit, nüchtern und für die Schaubühne verloren!

Gut, es war also aus. Eine Niederlage. Ein verfehltes Unternehmen. Bankerott. . .

Die Anlage falsch, die Sprache falsch, ein schwungloses Historie-Kolleg, unaufführbar – das war *Fiorenza*, als das würde es binnen kurzem vor aller Welt sich erweisen: ein verfehltes Unternehmen, das hatte er in seinen Briefen mehr als einmal gesagt.

...dies war die verzweifelte Wahrheit: Die Jahre der Not und der Nichtigkeit, die er für Leidens- und Prüfungsjahre gehalten, sie eigentlich waren reiche und fruchtbare Jahre gewesen; und nun, da ein wenig Glück sich herniedergelassen, da er aus dem Freibeutertum des Geistes in einige Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung eingetreten war, Amt und Ehren trug, Weib und Kinder besaß, nun war er erschöpft und fertig. Versagen und verzagen – das war's, was übrigblieb.

Da war aber der Schmerz, der Schmerz des Leibes und des Geistes! ›Er‹, oder vielmehr ›Man‹ war »noch nicht elend, ganz elend noch nicht, solange es möglich war, seinem Elend eine stolze und edle Benennung zu schenken«. Es ging nicht an, das Leid auf »Stubenluft und Konstipation« zurückzuführen! Glauben, an den Schmerz glauben können, darauf kam es an!

Aber er glaubte ja an den Schmerz, so tief, so innig, daß etwas, was unter Schmerzen geschah, diesem Glauben zufolge weder nutzlos noch schlecht sein konnte... Das Talent selbst – war es nicht Schmerz? Und wenn *das* dort, das unselige Werk, ihn leiden machte, war es nicht in der Ordnung so und fast schon ein gutes Zeichen? Es hatte noch niemals gesprudelt, und sein Mißtrauen würde erst eigentlich beginnen, wenn es das täte. Nur bei Stümpern und Dilettanten sprudelte es...

Genug zitiert! Wir kennen den Text. Er ist wörtlich aus dem Brief an Katia Pringsheim vom Ende August 1904 übernommen, der beginnt: »... weil meine Arbeit mir schwere Sorgen macht...«, und er findet sich noch einmal ausgezogen im Notizbuch 7 auf Seite 141 bis 142, kurz vor dem Vermerk über die Schiller-Lektüre, woraus sich ganz nebenher erhellt, daß die Auszüge aus den Briefen an Katia für *Königliche Hoheit* schon in einem frühen Stadium der Erzählung, im März oder April 1905, angefertigt wurden.

Man denkt auf den Schlußseiten von *Schwere Stunde* schon längst nicht mehr an ›ihn‹, an Schiller, den ringenden Dichter im kalten, nächtlichen Arbeitskabinett. Es ist beinahe durchweg nur noch vom Erzählenden die Rede: »Der Wille zum Schweren... Ahnte man, wieviel Zucht und Selbstüberwindung ein Satz, ein strenger Gedanke ihn kostete? Denn zuletzt war er unwissend und wenig geschult, ein dumpfer und schwärmender Träumer.« Das ist unverfälscht die Welt der Briefe an Katia, die Welt der Notizbücher aus den letzten Jah-